Die Vorstellung

Die grosse Maria Becker hat fast alle bedeutenden Frauengestalten des Theaters verkörpert. Ende Juni verlässt sie das Ensemble des Zürcher Schauspielhauses. Eine Begegnung vor einem Auftritt.

Einen kleinen Strauss hatte ich ihr auf das Hotelzimmer bringen lassen, um auf diese Weise auszudrücken, wie leid es mir tat, sie tags zuvor mit meinem Anruf geweckt zu haben, als sie sich, von der langen Zugfahrt ermüdet, vor der Vorstellung etwas erholen wollte. Grosse Frauenrollen wie die Johanna (Schiller), Antigone (Sophokles), Iphigenie (Goethe), Kassandra (Aischylos), Penthesilea (Kleist), Lady Macbeth (Shakespeare) oder Fräulein von Zahnd, die Irrenärztin in den «Physikern» von Dürrenmatt, hat sie unzählige schon gespielt. Auch im Leben ist Maria Becker eine starke Persönlichkeit. Geduldiges Warten ziemt sich. Eine so bedeutende Schauspielerin gehört Stunden schon vor einer Aufführung ihrem Publikum, dachte ich.

Nachgereist war ich ihr nach Wiesbaden, wohin das Zürcher Schauspielhaus mit Achim Bennings glänzender «Physiker»-Inszenierung an die Internationalen Maifestspiele eingeladen worden war. «Ich gehöre nicht dem Publikum, ich gehöre überhaupt niemandem», korrigierte sie mich, als wir uns kurz nach 18 Uhr in der Empfangshalle des Hotels «Nassauer Hof», das schräg gegenüber dem Hessischen Staatstheater Wiesbaden liegt, begegneten. Ich hatte die Hoffnung, sie interviewen zu können, längst aufgegeben. «Sie hat gar keine Zeit, sie muss ja spielen», meinte auch Peter Ehrlich, der in Dürrenmatts Stück den «Newton» verkörpert und sich meiner angenommen hatte. Mit einer unnachahmlichen Kopfbewegung aber drehte Maria Becker sich nochmals um, sagte «Danke für die Blumen» und lud mich ein, sie in die Theatergarderobe zu begleiten. Bis sieben hätte ich Zeit, ihr Fragen zu stellen.

«Sie verstehen wenig von Theater, nicht?» sagte sie schon nach wenigen Minuten, während sie sich seelenruhig weiter vor dem Spiegel schminkte: «Es geht überhaupt nicht so zu, wie Sie sich das vorstellen.» Die Tür zum Gang stand offen. Das Fenster gab durch einen Spalt den Blick auf den im Frühlingslicht daliegenden Park frei. Die beispiellose Präsenz und Lebendigkeit, welche Maria Becker, die 1938 als junge Schauspielerin in Zürich debütierte, auf die Bühne bringt, und ihre nie verlorengegangene Berliner Direktheit, mit der sie Situationskomik erkennt und Pointen ausspielt, zeigten sich auch in der direkten Begegnung. Es war, als hätte es mich in ein Stück mit ihr verschlagen – mir zugedacht: die Rolle des Naiven, Ahnungslosen, über den zu lachen sie selbst mich verführt. Ihre grösste Rolle hat sie, wenn sie sich selber spielt, und das scheint sie mit Genuss zu tun – mit all ihrem Sprachwitz und allen ihr zur Verfügung stehenden Nuancen des Tonfalls.

Stupend, mit wie wenigen Bewegungen sie ihre ungeheure Raumwirkung erzielt. Dass sie dafür auf den Brettern, die die Welt bedeuten, nicht erst auf Regieeinfälle anderer angewiesen ist, versteht sich von selbst: «Na sicher, ich bin ja keine Puppe, dass man mich an Schnüren ziehen muss! Eine Arbeit mit einem Regisseur ist immer eine Zusammenarbeit, eine *gemeinsame* Arbeit.» Nicht weiter erstaunlich also, dass sich eine Aufführung nach der Premiere noch weiterentwickelt: «Na hoffentlich, es wäre ja entsetzlich, wenn sie das nicht täte!» Jeder Abend ist wieder neu: «Sonst wär's ja langweilig, wenn man das einfach so abnudeln würde!» Über 100 Mal hat sie die «Physiker» in

> «Ich gehöre nicht dem Publikum, ich gehöre überhaupt niemandem.»

der Zürcher Aufführung schon gespielt – dazwischen zusätzlich 70 Mal in einer Inszenierung von Dietrich Haugk am Renaissance-Theater Berlin.

«Ich komme aus einer Schauspielerfamilie. Ich wollte immer Schauspielerin werden. Meine Mutter war darüber nicht sehr glücklich. Denn ein Schauspieler arbeitet ja wirklich ununterbrochen. Es gibt eben, was ich die ‹Schularbeiten› nenne, und das ist sehr viel.» Mit zu den Vorbereitungen auf eine Vorstellung gehört – noch einmal: hat mir wirklich leid getan –, sich nachmittags eine Stunde niederzulegen. Wer vor der Aufführung nicht schläft, ist wie ein schlecht dressierter Pudel, zitiert sie mir eine Sentenz des berühmten Schauspielers Josef Kainz. Auch der Text muss nochmals durchgesprochen werden. «Ich konzentriere mich, ich stelle mich ein. Ich arbeite. Ein anderes Geheimnis gibt es nicht. Die meisten Leute glauben, sie können das vielleicht durch Improvisation erreichen. Aber es gibt nur die Arbeit.»

Bis Ende Juni ist Maria Becker (links) in Lillian Hellmans «Herbstgarten» am Zürcher Schauspielhaus zu sehen (mit Sylvie Rohrer und Alfred Pfeifer).

«Wenn Sie spielen, sehen Sie das Publikum?» – «Na, da ich nicht blind bin!» – «Wie weit hinein sieht man?» – «Das kommt doch ganz drauf an! Ich gucke ja nicht in den Zuschauerraum: ‹Sind auch alle da?› Oder was weiss ich... Man sieht doch nur die Köpfe, so eine Masse. Man sieht doch nicht die einzelnen Personen, zu denen man dann hinspielt. Das ist eine Gesamtmasse, das Publikum, und es wirkt auch als solche und reagiert als Masse.» – «Ist es Ihnen in Träumen schon mal vorgekommen, dass sie das Publikum...» – «In Träumen? Ja, ich habe schon ganz schreckliche Träume gehabt: dass die Leute rausgehen. Mitten in meiner Szene stehen sie auf und gehen raus.» – «Und so was würde man als Schauspielerin oder Schauspieler hören, wenn jemand rausgeht?» – «Aber ich bitte Sie! Sind Sie taub? Sie hören doch, wenn jemand aufsteht und rausgeht?» – «Im Publikum schon, aber ich dachte mir...» – «Die Schauspieler sind richtige, lebendige Leute – hellwach auf der Bühne! Und hören und sehen! Sie sind nicht im Koma oder wie die balinesischen Tänzer in Trance!»

Die mit der Schauspielerei verbundenen Reiseverpflichtungen und ständigen Ortswechsel – neben ihrem Engagement in Zürich betreibt sie mit Robert Freitag zusammen ein Tournee-Unternehmen – liebt sie: «Diese verschiedenen Städte, die verschiedenen Menschen und was man alles sehen kann – ich hab' das sehr gern!» Sie bedauert die heutige «Verbürokratisierung» und «Theoretisierung» des Theaters, seine Verwandlung in «ein Schul- und Studienobjekt»: «Theater ist eine unendlich lebendige Sache.»

Zu den Querelen in Zürich befragt, meint sie nur, «dass sehr viele Leute mit dem Theater zu tun haben, die vom Theater keine Ahnung haben, und dass viel zuviel geredet wurde und viel zuviel Negatives». Man führe plötzlich nur noch das Wort «Marketing» im Munde, «anstatt sich darum zu kümmern, dass gute Vorstellungen stattfinden und die Schauspieler sich wohl fühlen und motiviert arbeiten können». Früher seien am Theater «die Schauspieler und die Dichter» wichtig gewesen, heute seien es «die Dramaturgen und der bürokratische Apparat»: «Der Schauspieler ist nicht der erste am Theater, obwohl er der erste ist, den das Publikum sieht.»

«Meine Zeit ist abgelaufen», sage ich, auf die Uhr blickend. «Sie können noch eine Frage stellen.» – «Sie haben viele Rollen gespielt: Gibt es welche, die Sie noch spielen möchten?» – «Ja! Im Moment freue ich mich auf meine neue Rolle in einem Stück, das ich mit meinem Sohn spielen werde: ‹Regina Madre› von Manlio Santanelli, einem italienischen Autor.» Mit Benedict Freitag, der wie ihr anderer Sohn die Schauspieltradition der Familie fortsetzt, wird sie damit in der nächsten Saison auf Tournee gehen, zuerst in Deutschland, dann in der ganzen Schweiz (Januar 1993: Theater am Hechtplatz in Zürich): «Das ist ein Mutter-Sohn-Stück, ein Macht-, Powergame zwischen Mutter und Sohn. Sehr interessant, witzig, böse! Ich find' es glänzend.»

Eine Stimme aus dem Lautsprecher oberhalb der Tür meldet sich, die «einen wunderschönen guten Abend» wünscht: «Erste Zeitansage – 19 Uhr.» – «Wievielmal kommt der noch?» frage ich.

«Dreimal», sagt Maria Becker, locker, gefasst.

TEXT PETER KAMBER

«In Zürich haben viele Leute mit dem Theater zu tun, die vom Theater keine Ahnung haben.»

FOTO LEONARD ZUBLER